

Streit um das Braith-Mali-Denkmal

Biberach und die Kunstszene der wilhelminischen Zeit

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Als am 1. Oktober 1910 unter festlichem Gepränge das Denkmal für Braith und Mali im Biberacher Spitalhof eingeweiht wurde, da gab es wohl niemanden, der daran gezweifelt hätte, daß die Stadt ihrer Unsterblichkeit einen Schritt näher gerückt sei. Die beiden Ansprachen vor dem Denkmal, die Trinksprüche im Hotel Rad – sie alle zollten dem Bildhauer und seinen beiden Modellen höchste Anerkennung. Und im „Anzeiger vom Oberland“ formulierte die Feder der Lokaldichterin Elise Müller im Hinblick auf Braith und das neueröffnete Museum: „Heut' sind wir Kinder, die Geschenk empfangen von einem, der aus unsrem Tal entsproß. Wir steh'n und schau'n mit kindlichem Verlangen, was einsam dieses Künstlerherz genoß.“ Mali einschließlich fährt sie fort: „Über ihrem Leben unsterblich grün des Lorbeers Krone schwebt.“

Schon vor dem Festtag hatte ein Enthusiast in derselben Zeitung geschrieben: „Es wäre schade für Biberach, wenn solche Männer wie Braith und Mali nicht in außerordentlicher Weise geehrt würden.“ Er durfte unbesorgt sein. Bei der Einweihungsfeier herrschte nicht nur „herrliches Herbstwetter“, den Fuß des Denkmals deckten auch ebenso „herrliche Kränze“ in großer Zahl, und dicht gedrängt standen die Menschen im Spitalhof, um Reden und Festhymnen anzuhören – eine davon eigens komponiert von Musikdirektor Ferdinand Buttschardt. Lang war die Liste der Gäste von auswärts, aber ein findiger Reporter bemerkte: „Auffallenderweise war die Stuttgarter Kunstakademie in keiner Weise vertreten.“

Ja wirklich! Das Geschehen um dieses Denkmal war nicht nur eitel Friede, Freude, Eierkuchen. Im Vorfeld – oder soll man lieber sagen: im Hintergrund – hatte es allerhand Grabenkämpfe gegeben. Nicht überall fand das Denkmal Anerkennung. Vertreter fortschrittlicher Stilrichtungen hatten es in abfälliger Weise heruntergemacht. Dabei scheint die Rivalität der beiden Kunstmetropolen Stuttgart und München eine Rolle gespielt zu haben.

Wie in Abdera hatte sich auch in Biberach aus geringfügigen Anlässen ein grundsätzlicher Streit entwickelt und eine Weile die Gemüter heftig bewegt, bis er sich angesichts eines Sachverhalts, den man durchaus schon vorher hätte wissen können, in Nichts auflöste.

Mit großer Befriedigung hatte man vernommen, daß der reiche und angesehene Tiermaler Professor Anton Braith, ein anhänglicher Sohn Biberachs, seine künstlerische Hinterlassenschaft der Stadt vermacht hatte. Das tat dann auch sein Lebensfreund Christian Mali, der ein Jahr später das Zeitliche segnete. Man weiß heute, daß diese parallele Widmung nicht ganz ohne Nachhilfe erfolgte. Der Vorstand des Biberacher Kunst- und Altertumsver-

eins, Kommerzienrat Gustav Baur, setzte sich bei dem todkranken Mali mit großer Hartnäckigkeit dafür ein, daß die beiden Freunde nicht nur im Leben, sondern auch im Andenken der Nachwelt beieinander bleiben sollten. Baur ruhte nicht, bis er den zögernden Mali dazu überredet hatte, mit seinem Testament dem Beispiel Braiths zu folgen. Er reiste zu diesem Zweck mehrmals nach München. Der Gedanke an seinen Malerfreunden scheint Mali tatsächlich sehr bewegt zu haben. In seinem Testament reservierte er 20 000 Goldmark zur Errichtung eines Denkmals für sich und Braith, und kurz vor seinem Tod bestimmte er bei einem Lokaltermin zusammen mit seinen Malerfreunden Ortlieb und Epp auch noch den Ort der Aufstellung. Vor der evangelischen Spitalkirche wollte er mit Braith verewigt sein, und zwar so, daß ihrer beider Porträtbüsten auf ihre Münchner Ateliers blicken würden, die aus der dortigen Landwehrstraße ins Biberacher Museum überführt wurden.

Das Testament war in Biberach zweifellos bekannt. Dennoch machte die evangelische Kirchengemeinde Schwierigkeiten, als das Stadtschultheißenamt den Dekan über den Grundsatzbeschluss des Gemeinderats zur Errichtung des Denkmals informierte.

Es war der 28. November 1907. Mit diesem Datum begann eine Auseinandersetzung, durch die sich die Enthüllung des Kunstwerks ganz erheblich verzögerte. Man hatte an den Herbst 1909 gedacht, aber die Feier fand dann, wie erwähnt, erst ein Jahr später statt – am vierten Todestag Christian Malis.

Gegen den Standort an sich konnte man evangelischerseits kaum Einwände erheben, zumal Mali in seinem Testament ganz kategorisch verfügt hatte: „Im Hof des Museums hat die Stadt Biberach mir und meinem Freund Braith ein Denkmal zu setzen, welches von dem Bildhauer Friedrich Kühn in München in einer Weise ausgeführt werden soll, daß eine allegorische Figur das Denkmal krönt, während zu beiden Seiten derselben meine und Braiths Büsten in Bronze gegossen Platz finden.“

Der evangelische Unmut rührte wohl eher davon her, daß das Gremium des Kirchengemeinderats erst spät – vielleicht zu spät – offiziell mit der Sache befaßt wurde.

Freilich hatte man schon seit dem Frühjahr Kenntnis von der Planung, die dem Dekan Heinrich Werner und wohl noch mehr seinem Kirchenpfleger Verwaltungsaktuar Eugen Springer Anlaß zur Sorge bereitete. Bildhauer Kühn hatte schon am 26. März zu verstehen gegeben, daß das von ihm verlangte Werk höher und länger ausfallen würde als ursprünglich vorgesehen. Ohne an Malis letzten Willen zu denken, brachte Werner gegenüber dem Testamentsvollstrecker, Kommerzienrat Baur, den Gedanken vor, dem Bildhauer den Auftrag zu entziehen. Dies ist einem Brief zu entnehmen, den

Baur nach einem Besuch bei Kühn an den Dekan richtete. Baur hatte ein Modell im Maßstab 1:6 gesehen und „den besten Eindruck“ mitgenommen. Auch Professor Ferdinand von Miller, der Direktor der Münchner Akademie, habe sich zu dem Entwurf positiv geäußert. Baur schloß sein Schreiben: „Beruhigen Sie sich, bis der Künstler mit seinem Modell selbst hierherkommt.“

Der Dekan war in der Tat beunruhigt. Kühn hatte mitgeteilt, das Denkmal sei „in natürlicher Größe“ in Arbeit, und eine Zeichnung im Maßstab 1:10 zeigte in der Tat die heutigen Ausmaße.

Eile tat not. Vom Stiftungsrat des Hospitals als dem zunächst zuständigen Gremium war keine Hilfe zu erwarten, obwohl ihm als Vertreter der evangelischen Kirche Springer und Stadtpfarrer Salzmann angehörten. Werner gedachte eher, verwandtschaftliche Beziehungen spielen zu lassen.

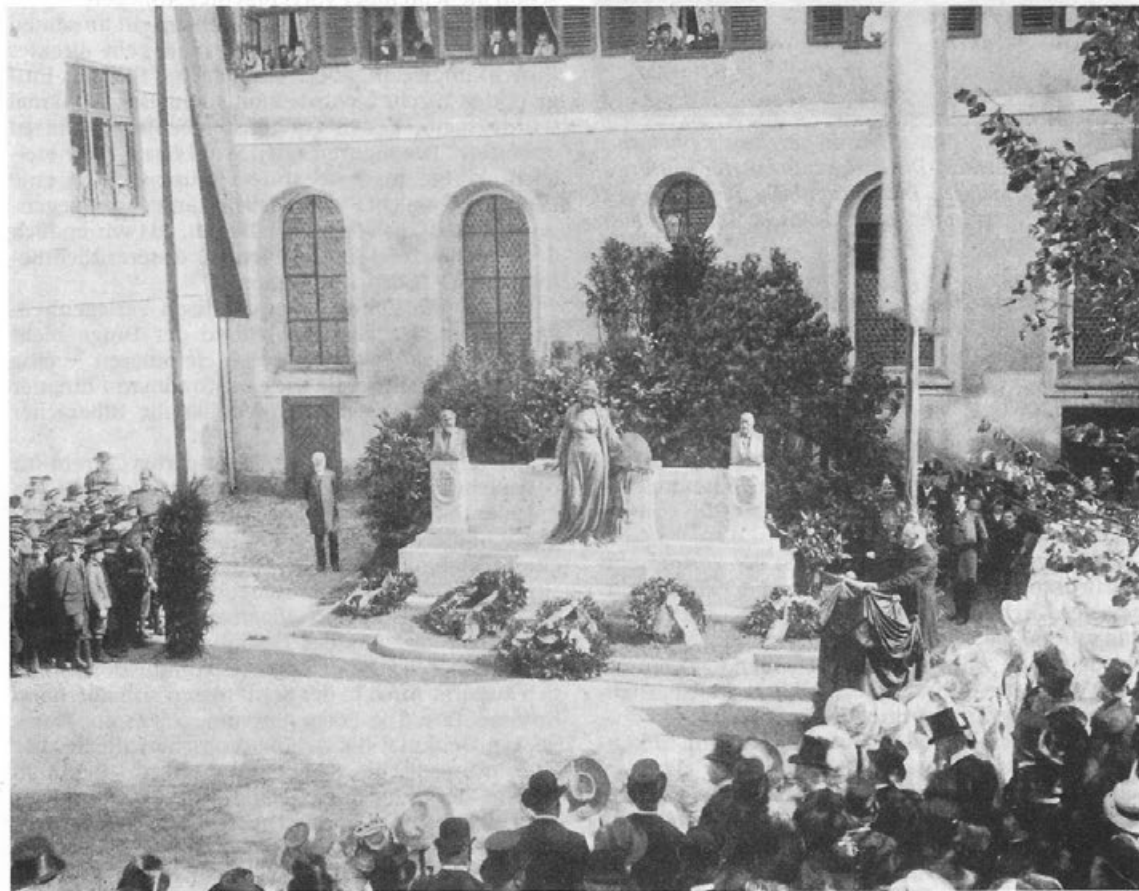
Er rief Martin Elsäßer und Friedrich von Thiersch auf den Plan, beides Fachleute, der eine stark im Kommen, der andere längst etabliert und eine Autorität. Neffe Martin, 23, Besitzer eines schicken Büros in Degerloch, war sicher eine kritische Stimme als Schüler des berühmten Theodor Fischer, der

mit seinen Kirchenbauten dem herkömmlichen Historismus abgeschworen hatte. Elsäßers spätere Großbauten in Deutschland und in der Türkei bestätigen solche Einschätzung.

Vetter Friedrich, um seiner Verdienste willen geädelt, war nicht nur Münchens gesuchtester Architekt, sondern gerade auch in Denkmalfragen kompetent. Freilich gehörte er der alten Schule an und baute in allen Stilen der Vergangenheit. Von ihm stammt der mächtige barocke Münchner Justizpalast, und gerade damals vollendete er in Wiesbaden das 6-Millionen-Projekt des Kurhauses. Heinrich Werner tauschte mit ihm Knittelverse aus – gewiß war mit ihm etwas zu machen!

Elsäßer, als erster angeschrieben, meinte zwar, daß Braith und Mali für Thiersch wohl kein Begriff seien, denn „die beiden gehörten nicht gerade zu den Bedeutenderen“, aber er stellte sich doch sofort an die Seite des Onkels. Jedenfalls sollte „alles getan werden, um die Ausführung des Projekts zu verhindern, das in jeder Weise verfehlt und minderwertig“ sei.

Dieses Urteil ist in einem Privatbrief enthalten – wie Werner davon Gebrauch machte, ist nicht er-



Die Einweihung des Braith-Mali-Denkmal in Ulm. In der alten Reichsstadt Ulm ruhen auf dem stillen Friedhof zwei wesenverwandte Künstler, die durch ihre Gemälde ihren Namen unvergänglich gemacht haben – die beiden Schwaben Braith und Mali. Sie sind in München gestorben, und beide haben neben reichen Vermächtnissen zur Unterstützung von Münchener Künstlern ihrer Heimatstadt Ulm den Grundstock für das Braith-Mali-Museum gestiftet, dessen Weihefeier zugleich mit der Enthüllung des Braith-Mali-Denkmal statt fand. Das schöne Monument, eine Schöpfung des Münchener Bildhauers Friedrich Kühn, steht im Vorhof des Museums, das eine reichhaltige Gemäldegalerie enthält.



Grab des Malers Anton Braith auf dem katholischen Friedhof in Biberach. Die Porträtbüste wurde von Friedrich Kühn modelliert. Die Version beim Doppeldenkmal ist ähnlich, aber nicht ganz identisch. Die Grabbüste wirkt lebendiger.

sichtlich. Inzwischen hatte die Hospitalstiftung als Grundeigentümerin am 3. Mai 1907 für das Denkmal formell grünes Licht gegeben, und im Juni wurde ein Vertrag mit dem Bildhauer entworfen. Den Biberacher Partnern schien es offenbar nur noch darum zu gehen, ob, wie Baur meinte, die einheimische Firma J. Riedlinger mit der Ausführung des Denkmals betraut werden sollte oder die Gießerei Stotz und Schlee in Stuttgart, die von der Verwaltung favorisiert wurde.

Daß nun Monate vergingen und der Vertragsentwurf ruhte, lag offenbar weniger an der Reserviertheit der Kirchenmänner als an einer Krankheit des Bildhauers, die befürchten ließ, der betagte Mann würde seinen Auftrag gar nicht vollenden können. Der Vertragstext schloß ausdrücklich die Übernahme des Werks durch Dritte ein.

Am 6. Dezember jedenfalls schrieb Kühn, er könne einen Passus über Bürgschaften nicht akzeptieren – sein Brief ist sehr emotional gehalten und verrät, daß er Unheil ahnte. Andererseits nennt ein zweites Schreiben vom 9. Dezember unverändert den vorgesehenen Enthüllungstermin. Wie erstaunt muß er gewesen sein, als er am 18. Dezember von Stadtschultheiß Müller einen Brief erhielt, der „Verzögerungen in der Denkmalsache“ ankündigte und ein Urteil des Stuttgarter Landeskonser-

vators Gradmann anführte, wonach der Denkmalentwurf „allzu fantasie- und stimmungslos, auch unmodern“ sei! Die Sammlungskommission wolle mit dem Vertragsabschluß zuwarten.

Kühn replizierte am Stefanstag, er sei „äußerst befremdet“, und berief sich „auf den entschlafenen Professor Mali“, der ja auch das Geld für das Denkmal gegeben habe. Gegen den Vorwurf, unmodern zu sein, wehrte er sich mit dem Hinweis, im Spitalhof könne man nichts Modernes brauchen. Was war geschehen?

Die Kirche war zur Offensive angetreten! Ihre Rechtslage in bezug auf das Denkmal schien sich nämlich zu verbessern. Gerade damals trat die sogenannte „Ausscheidung“ des Hospitalvermögens in ihre Endphase. Nach jahrzehntelangen Verhandlungen sollten nun die beiden Konfessionen in den Besitz ihrer bisher dem Hospital gehörenden Kirchen gelangen. Der Platz vor dem evangelischen Gotteshaus, die Treppe und die Außenfassade blieben allerdings hospitälich – ein Zustand, der noch heute andauert. Dennoch räumte die Stadt in ihrem Schreiben vom 28. November 1907 der Kirche ein „gewisses Mitbestimmungsrecht“ ein – es war die Antwort auf ein von Kirchenpfleger Springer schon im September vorgebrachtes Anliegen.

Dekan Werner wandte sich nun erneut an seinen Stuttgarter Neffen. Zwar habe man kein direktes Einwirkungsrecht, aber „das gefällige Bild des Eingangs der Kirche“ würde notleiden. Das Denkmal würde später gewiß „ungünstig beurteilt, wie zu erwarten“. Die Figuren seien wohl fertig, aber vielleicht könne man sie anders gruppieren – eine Hoffnung, welcher das Mali-Testament entgegenstand. „Jetzt“, so schloß der Dekan, „da wir endlich doch noch gefragt sind, wollen wir unserer Nichtbefriedigung Ausdruck verleihen!“

Elsässer sah sich in einer gewissen Verlegenheit, da er über den neuesten Stand der Dinge nicht informiert war. Man könne ja telefonieren – eine damals neue Sache. Er wies auf Gradmann hin, der dann mit dem erwähnten Verdikt die Biberacher Verunsicherung auslöste.

Ein Versuch Werners, den Stuttgarter „Verein für christliche Kunst“ einzuschalten, schlug fehl, da Präsident Merz sich nicht in künstlerische Streitfragen einmischen wollte. Über die Höhe und Breite eines Denkmals vor der Kirche stehe ihm kein Urteil zu. Das war enttäuschend, denn inzwischen ging es um mehr: ganz allgemein um die Qualität des Geplanten. Aus der Denkmalsache wurde ein Gutachterstreit. Eine Expertenkommission sollte sich äußern. Auch in der Stadt regten sich allerhand Kommentare. Die Frage ging um, „ob es am Platze sei, ein Denkmal für zwei katholische Künstler vor eine evangelische Kirche zu setzen“. Reinhold Schelle, der Vater des Wieland-Museums und Mitglied des Sammlungs Ausschusses, wollte jedenfalls gegenüber dem Dekan klarstellen, daß diese wenig fortschrittliche Äußerung nicht von ihm stamme, er habe sie lediglich zitiert!

Nachdem ganz offenbar die künstlerische Qualität des Entwurfs durch auswärtige Autoritäten in Frage gestellt war, wollte man evangelischerseits

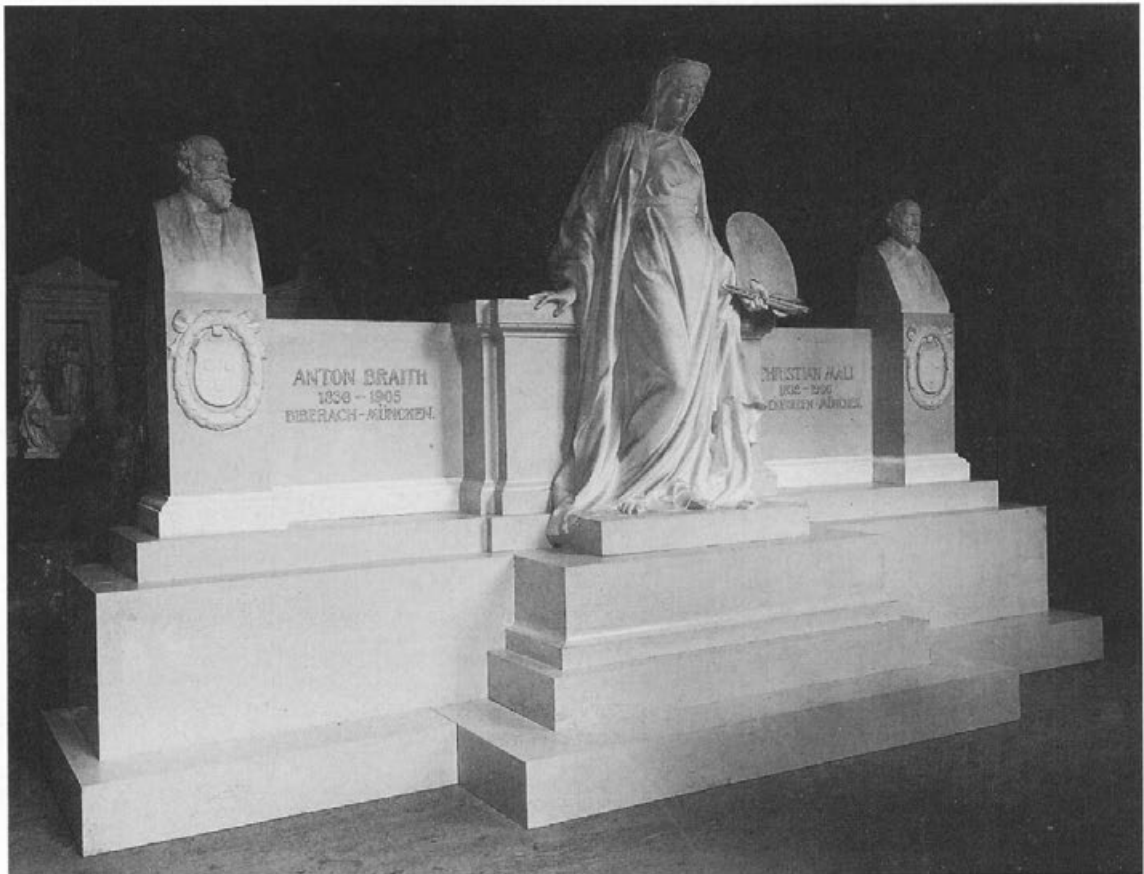
das Eisen schmieden, solange es heiß war. Es sei, so argumentierte Kirchenpfleger Springer gegenüber seinem Dekan, noch Raum für Verbesserungsvorschläge. Auch in München habe man sich über Kühns Porträtbüsten abfällig geäußert und bedauert, daß auf dem Biberacher katholischen Friedhof entsprechende Grabmale errichtet worden seien. Die Kritik Springers wendet sich auch gegen die „bewegungslose, langweilige Gestalt“ der allegorischen Figur, von der ja der Verdacht bestand, sie sei einfach von einer Grabfigur „abgekupfert“ worden. Springer riet zur Verzögerungstaktik: Stadtbaumeister Preiser möge Kühn mitteilen, es habe alles gar keine Eile! Notfalls, so Springer, müsse man den Entwurf in der Öffentlichkeit zur Diskussion stellen. Und er riet weiter, nun müsse man mit „schwerem Geschütz“ kommen. Gemeint war Thiersch.

Kein Wunder, daß an einen Vertragsabschluß zunächst nicht zu denken war. Der Einweihungstermin entschwand in weite Ferne.

Es bleibt unerfindlich, warum Dekan Werner glaubte, auch den Kunst- und Altertumsverein auf seine Seite bringen zu können, dessen Vorsitzender Gustav Baur war. Auch um den Münchner Künstlerunterstützungsverein bemühte er sich, in dem doch Friedrich Kühn eine wichtige Rolle spielte und der in den Testamenten der Tiermaler so reich

bedacht worden war. Werner korrespondierte mit dem Vorsitzenden, dem Architekten Joseph Ritter von Schmaedel, und schließlich wurde für 14. Februar 1908 ein Termin in München vereinbart, bei dem ein Expertengremium die Arbeiten Kühns begutachten sollte. Auch Professor Thiersch hatte sein Erscheinen zugesagt.

Über das Ergebnis berichtete Dekan Werner seinem Kirchengemeinderat am 20. Februar. Kühn hatte sein Atelier in der Theresienstraße, dort wurden die Pläne und die beiden Modelle diskutiert. Mit seiner Meinung, das Denkmal trete zu anspruchsvoll auf, war der Dekan nicht allein. Er plädierte für Reliefbilder statt der Büsten – dadurch könne der beanstandete Umfang reduziert werden. Büsten gebe es ja schon auf dem Friedhof und im Sammlungsgebäude. Thiersch sekundierte: Die Mittelfigur könnte Porträtmedaillons tragen; dafür gebe es Beispiele. Am großen Modell fand man, daß die Längenerstreckung eigentlich nicht zu beanstanden sei. Thiersch gab zu überlegen, ob die allegorische Figur nicht auch aus Muschelkalk sein könnte. Ihm wurde erwidert, diese Ausführung sei zu teuer und erfordere ständige Pflege, außerdem sei der Bronzeguß schon bestellt. Zuvor hatte sich der Dekan Ärger, ja eine Prozeßdrohung zugezogen, als er vorschlug, die Mehrkosten könnte der



Letzte Version des Denkmalentwurfs (ohne Anker der Hoffnung).

Künstlerunterstützungsverein übernehmen! Als Thiersch erfuhr, daß auch für die beiden Büsten keine Alternative bestand, weil das Testament bindend sei, war er begreiflicherweise verärgert. Davon erzählte der Dekan seinem Kirchengemeinderat nichts. Offenbar hatte er seinem Vetter nicht gesagt, wie detailfreudig Malis Testament war. Thiersch faßte zusammen: Das Unglück ist schon geschehen!

So ging denn diese Münchner Konferenz aus wie das Hornberger Schießen. Dekan Werner fand, man sei „an der Übermacht der Verhältnisse gescheitert“. Er konnte an den Gemeinderat nur ein Ergebnis weiterleiten: Der Anker der christlichen Hoffnung, welcher der Mittelfigur von ihrer Grabmal-Herkunft noch anhaftete, könne im Einvernehmen mit dem Bildhauer wegbleiben. Freilich meinte Friedrich Kühn dazu in einem Brief an den Kirchengemeinderat, es sei für ihn als Künstler geradezu beleidigend, wenn die Biberacher glaubten, er würde in der Endfassung den Anker stehen lassen – schließlich arbeite er in seinem Beruf seit 35 Jahren.

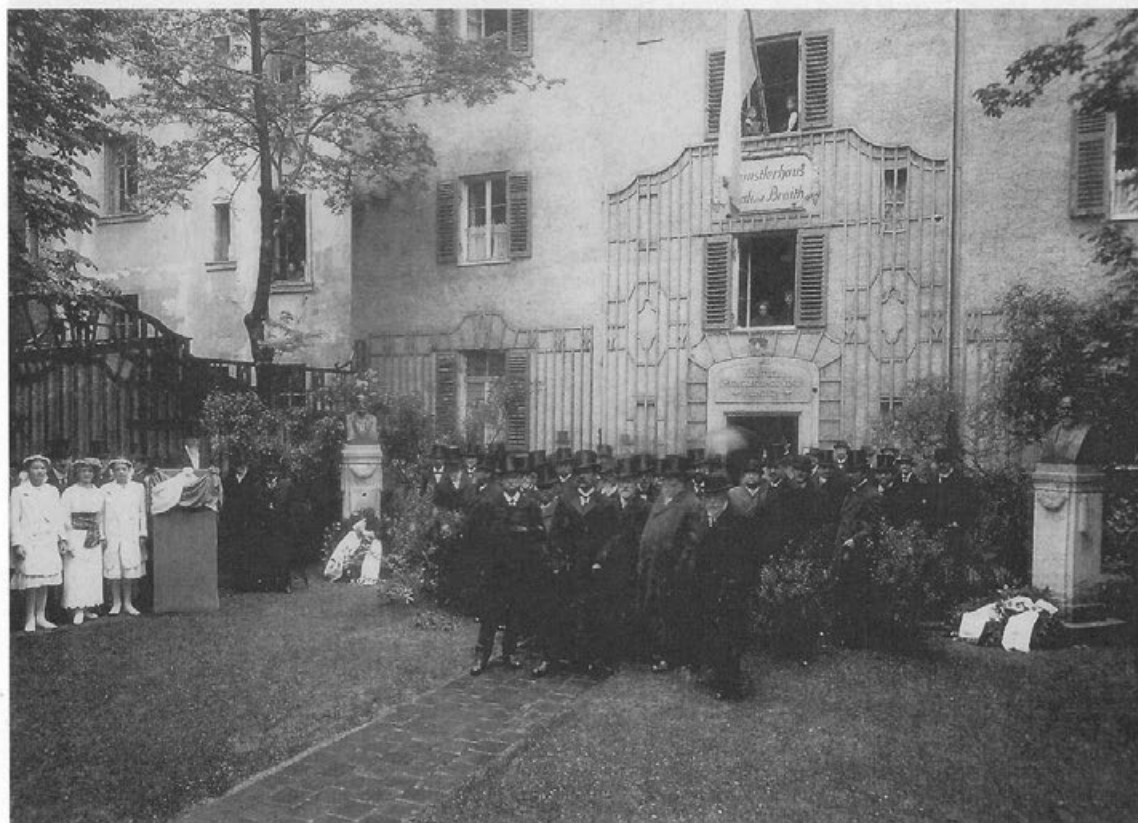
Das Eingreifen der Kirchengemeinde führte also zu nichts als einer Verschleppung der von Mali festgelegten Prozedur – nicht einmal die Maße des Denkmals wurden verändert. Es blieb aber bei den Fachleuten – nicht so sehr beim Biberacher Publi-

kum – ein Gefühl des Unbehagens, das sich durch alle vorliegenden Briefe und Protokolle zieht. Verwunderlich nur, daß man sich kaum darüber aufregte, daß die Muse der Malerei eingeständenermaßen eine trauernde Grabfigur war, der man eine Palette in die Hand gedrückt hatte.

Am 24. März 1908 beschloß der Gemeinderat auf Empfehlung des Sammlungsausschusses, den Wortlaut des Vertrags mit Friedrich Kühn gutzuheißen und Stadtschultheiß Müller zu allen weiteren Schritten zu ermächtigen. Dementsprechend wurde am 31. März die erste Rate von 7000 Mark zur Zahlung an den Bildhauer angewiesen.

Mali konnte zufrieden sein: Nur die Bronzebuchstaben, die für die Inschriften vorgesehen waren, blieben weg. Unter den Büsten, wo sie prangen sollten, sieht man heute ein neutrales Schmuckmotiv, während die Inschriften auf den Verbindungsmauern eingraviert und durch Vergoldung hervorgehoben sind.

Am 1. April 1910 war das Denkmal „gußfertig“, und eine Biberacher Delegation fuhr zur Besichtigung nach München. Stadtschultheiß Müller war begleitet von dem Kunsterzieher Professor Weiß und Stiftungsbaumeister Preiser. Vom Kunst- und Altertumsverein kamen Gustav Baur und Heinrich Forscher. Man erfuhr die technischen Daten: Die Allegorie der Kunst sollte 435 kg wiegen, die Bü-



Enthüllung der Büsten von Braith und Mali (sie sind identisch mit dem Biberacher Denkmal) im Garten der „Schwabenburg“ in München am 16. Mai 1914.

sten je 75 kg. Gegossen wurden sie, wie geplant, bei Stotz in Stuttgart; der Sockel sollte aus Krenheimer Muschelkalk bestehen.

Der harmonischen Feier stand nichts mehr im Wege. Übrigens fehlte im Jahr 1917 nicht viel, und das Bronze-Denkmal wäre wie so manche Kirchenglocke auf dem Altar des Vaterlandes eingeschmolzen worden. Daß man es verschonte, war ein Glück, denn weitere Abgüsse der Porträthermen sind inzwischen verlorengegangen. Man hatte sie im Mai 1914 im Rahmen einer Feier des Künstlerunterstützungsvereins im Vorgarten der „Schwabenburg“ Braiths und Malis in München aufgestellt. Das Haus an der Landwehrstraße ist im Zwei-

ten Weltkrieg mit den noch verbliebenen Schätzen dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen.

Das Spitalhofdenkmal hat mittlerweile die Patina des Alters, während in seinem Rücken eifrig renoviert wird. Es ist selbst schon historisch geworden. Aber nachdem die Testamente der beiden Tiermaler nach wie vor in Geltung sind, braucht man auch um die Fortdauer der Selbstverherrlichung Christian Malis nicht in Sorge zu sein.

Quellen

Ratsprotokolle von Biberach, Akten des Evangelischen Archivs Biberach



Der Braith-Saal im Biberacher Museum bei seiner Eröffnung im Jahre 1910.

Fotos: Museum Biberach